

# Die Bedeutung des Fremden für die Entwicklungsländer

Von Gottfried Eisermann, Bonn

Die bedeutsame Rolle, die Fremde generell in der ökonomischen Entwicklung ihrer Gastländer, zumal wenn sie wirtschaftlich rückständig oder — wie man sich heutzutage zu sagen gewöhnt hat — Entwicklungsländer waren, ist in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu bekannt, als daß sie im einzelnen belegt zu werden brauchte. Fremde aller Konfessionen der Erde, wie z. B. phönizische, lombardische, syrische, arabische, indische und chinesische Händler, insbesondere, wenn sie nicht nur Träger fremder und mithin seltener und gerade deswegen begehrter Güter, sondern zugleich kaufmännischer Schulung entwickelter Länder waren, die in weniger entwickelte übersiedelten, haben große Beiträge zu deren ökonomischer Entwicklung geliefert. Die Bedeutung solcher und anderer Fremden ist oftmals groß im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl gewesen. Ein hervorragendes Beispiel dafür lieferten die französischen Hugenotten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, als über Zweihunderttausend von ihnen nach fast allen Richtungen der Windrose auswanderten und unter anderem sehr die ökonomische Entwicklung der deutschen, britischen und holländischen Volkswirtschaft förderten, indem sie mit sich neue Gewerbezweige wie die Erzeugung von Glas, Seife, Seidenstoffen, feinen Tuch- und Lederarten, Uhren, Spitzen und Bändern brachten. In diesem Zusammenhang kann man auch daran erinnern, daß die Kakao-Unternehmen an der afrikanischen Goldküste sehr viel der Initiative einiger weniger Afrikaner verdanken, die durch die Kakao-Pflanzungen in Fernando-Po angeregt worden waren, auch bei sich die Möglichkeiten solcher Kakaopflanzungen zu erwägen und profitabel ins Werk zu setzen. Aber auch portugiesische Juden, die nach Holland auswanderten, oder holländische Juden, die, aus Brasilien vertrieben, um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit sich die Kenntnisse der Zuckerraffinade nach Westindien brachten, haben gezeigt, welchen wichtigen Beitrag Fremde bei der Entwicklung ihrer Gastländer beizusteuern vermögen.

Nicht unerwähnt bleibe, was deutsche Auswanderer-Unternehmer in jüngster Zeit in den verschiedensten Teilen der Welt geleistet haben. Überhaupt ist der ökonomische und soziale Beitrag, den

Fremde für die Entwicklung ihrer Gastländer liefern, dann besonders auffällig, wenn sie in der Rolle des Unternehmers auftreten<sup>1</sup>. Gerade die Einbürgerung kapitalistischer Gewerbe ist deshalb oft nicht ohne umfassende Zuwanderungsbewegungen aus Gebieten fortgeschrittenerer ökonomischer Entwicklung möglich gewesen. Die Einbeziehung Südamerikas in die Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert war so vorzugsweise das Werk von Fremden. „Der Kreole hatte in der Kolonialzeit kaum teil an der Regierung und auch keinerlei Geschäftserfahrung. Auf diese Weise fielen Handel und Industrie an Spanier, Italiener, Deutsche, Engländer, Nordamerikaner und andere, da sonst niemand dafür zur Verfügung stand<sup>2</sup>.“ Sie nahmen die Produktion von Rohstoffen und Genußmitteln für den Weltmarkt in die Hand und suchten die neuen transatlantischen Transportmöglichkeiten für ihre Gastländer zu nutzen. Sie setzten sich für den Bau von Hafenanlagen und Kraftwerken, Eisenbahnen und Straßenbahnen ein. In Mittelamerika und Kolumbien führten sie den Anbau von Gütern wie Kaffee, Bananen und Faserstoffpflanzen, in Kuba und Puerto Rico den von Rohrzucker ein, während sie in Brasilien den Anbau von Kaffee und Baumwolle, in Argentinien die Erzeugung von Fleisch, Wolle und Weizen, in Mexiko, Peru, Bolivien und Chile den Abbau von Erzen wie Silber, Blei, Kupfer und Zinn und schließlich in Venezuela und Mexiko die Erschließung des Erdöls betrieben.

Kurz, es handelt sich dabei durchweg um Güter, die noch heute den Grundstock der südamerikanischen Exporte bilden und dort von Fremden im 19. und manchmal gar erst im 20. Jahrhundert eingeführt wurden. Auch sind die allgemeinen Effekte der Unternehmeraktivitäten von Fremden in Handels-, Transport-, Bergbau-, Pflanzungs- und anderen Unternehmen in den heutigen Entwicklungsländern nicht nur in Südamerika, sondern auch in Asien und Afrika zu bekannt, als daß wir sie hier im einzelnen darzulegen brauchen<sup>3</sup>. In vielen Fällen sind dabei Großunternehmen westlichen Typs errichtet worden, die Beschäftigung für viele Menschen bieten und unter geeigneten Umständen die ökonomischen Aktivitäten von noch viel mehr Menschen dadurch beeinflussen, daß sie Märkte für Güter schaffen und das Transportwesen geradezu zwangsläufig verbessern. Der stimulierende Einfluß, den Fremde in diesem Sinne auszuüben vermögen, verstärkt sich in der Regel dann noch mehr, wenn sie als Einwanderer auftreten, die ihr Gastland zum ständigen Aufenthalt zu wählen stre-

<sup>1</sup> Vgl. Gottfried Eisermann: Die Rolle des Unternehmers in den Entwicklungsländern. In: Wirtschaft und Gesellschaft. Stuttgart 1964. S. 23—57.

<sup>2</sup> Frank Tannenbaum: Lateinamerika. Stuttgart 1963. S. 95.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu W. Arthur Lewis: Die Theorie des wirtschaftlichen Wachstums. Tübingen und Zürich 1956. S. 26—27, 198—199, 289—293 und 314—316.

ben. Sind doch diese Individuen, die sich zur Auswanderung entschließen, zumal in früheren Zeiten, als jeder weiterreichende Ortswechsel ein sehr riskantes Unterfangen war, häufig die tatkräftigsten, willensstärksten und wagemutigsten ihrer bisherigen Gruppe, gleichgültig, ob sie wegen religiöser oder politischer Unterdrückung oder aus Erwerbsgründen ihre Heimat verließen. Dennoch darf die Erklärung für den großen Beitrag zur ökonomischen Entwicklung ihrer Gastländer, den Fremde immer wieder liefern, wie wir noch sehen werden, nicht einzig und allein in dem Umstand gesucht werden, daß etwa nur der unternehmungslustigste und ehrgeizigste Teil der jeweiligen Bevölkerung auszuwandern neige.

Sie muß zumindest teilweise ebensowohl in dem stimulierenden Effekt einer neuen Umgebung gesucht werden, die so oft eine Revision eingespielter Gewohnheiten, Methoden und Haltungen bewirkt, und in der Befreiung von sozialen Fesseln, die ökonomische Veränderungen im Ursprungsland dieser Fremden oftmals verhinderten. Darüber hinaus sind Fremde oftmals nicht den Institutionen und Sitten unterworfen, die in dem betreffenden Land die unternehmungslustigeren Einheimischen an der Entfaltung ihrer Fähigkeiten hindern. Der Abbruch aller bisherigen Lebensgewohnheiten und Lebensbeziehungen muß nahezu zwangsläufig die Entbindung zusätzlicher Arbeitsenergien zur Folge haben, „denn daß die bloße Tatsache des Heimatwechsels bei der Arbeit zu den mächtigsten Mitteln ihrer Intensivierung gehört, steht durchaus fest“<sup>4</sup>. Tatsächlich ergibt sich aus der bloßen Tatsache, daß für den Fremden Land, Volk und Staat seiner Herkunft und nicht zuletzt zumeist die Familie, diese in den meisten Gesellschaften am nachhaltigsten die sozialen Normen prägende Gruppe, in die er bis dahin mit seinem ganzen Wesen einbezogen war, aufgehört haben, unmittelbare Lebenswirklichkeit zu sein, eine Reihe schwerwiegender Folgerungen. Ist der in die neue soziale Umwelt versetzte Fremde doch ganz besonders traditions- und beziehungslos, der wahre Hebel der Durchbrechung aller bisherigen gesellschaftlichen Bindungen, und gegenüber dem System der überindividuellen Werte der Gruppe, aus der er kommt, als auch der Gruppe, in die er aufsteigt oder der er sich anschließt, ganz besonders entfremdet. In seiner neugewonnenen Umgebung stößt er, welcherlei Beziehungen er auch immer zu knüpfen strebt, seien es soziale, ökonomische oder sonstige, seinerseits dabei immer wieder nur auf Fremde.

---

<sup>4</sup> Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. 2. Aufl. Tübingen 1922. S. 27, Anm. 3. „Die bloße Tatsache des Arbeitens in ganz anderen Umgebungen als den gewohnten bricht hier den Traditionalismus und ist das ‚Erziehliche‘“ (ebd.).



Die Vergangenheit, aus der sich der Fremde mehr oder minder bewußt losgerissen hat und die ihm, verglichen mit der neugewonnenen Gegenwart, oftmals düster erscheint, sucht er zu vergessen und wünscht er in der Regel nicht zu tradieren, so daß für den Fremden hieraus eine geschichtslose, voll der Zukunft zugewandte Mentalität resultiert. Alles muß neugeschaffen werden, gleichsam aus dem Nichts, die wirtschaftliche Existenz, zumindest ein Minimum an sozialen Beziehungen und — womöglich — ein Heim. Indem sich die Fremden um die Integration der eigenen Person in die vorgefundene fremde Gesellschaftsordnung bemühen, die sich von derjenigen ihrer Herkunftsländer oftmals stark unterscheidet und die ihnen neue und für sie nicht strikt sozial präformierte Mittel für den persönlichen Erfolg zur Verfügung stellt, vermitteln sie den Mitgliedern dieser Gesellschaftsordnung zugleich aber, gewollt oder ungewollt, neue Antriebe. Denn die Fremden rufen auch neue Erwartungen und neue Möglichkeiten hervor, verkörpern neue Werte und neue soziale Rollen, sind Subjekte neuer sozialer Belohnungen und früher unwichtiger Hilfsmittel und Fähigkeiten. Durch ihre bloße Anwesenheit tragen sie dazu bei, daß die Forderungen nach einem Wandel, wenn nicht gar erst geweckt, so doch immer stärker werden. Diese Auflockerung der bisher dominierenden Haltung, die man in dem Ausspruch zusammenfassen könnte: „Es ist niemals anders gewesen!“, wird insbesondere bedeutsam beim Übergang von einer stabilen, sich relativ stationär verhaltenden, traditional gebundenen Gesellschaft zur ökonomischen Entwicklung, die ja adäquat nur als ein umfassender Prozeß sozialen Wandels begriffen werden kann. Gerade wie ökonomische Entwicklung auch die Aufrichtung und normative Sanktionierung einer neuen Hierarchie sozialer Werte und Belohnungen bedeutet, so vermag umgekehrt die Schaffung neuer sozialer Werte und Belohnungen einen sozialen Wandel in Richtung auf ökonomische Entwicklung in Gang zu setzen.

Der Fremde bewirkt aber einen Anstoß zum sozialen Wandel zumindest in dreierlei Richtung, indem er die bisherigen sozialen Rollen des vorgefundnen sozialen Systems in dreierlei Weise in Frage stellt: Erstens bewirkt er einen Anstoß, die alten sozialen Positionen innerhalb der vorgefundnen Gesellschaft neu zu definieren, zweitens bewirkt er durch sein Vorbild einen Anstoß, völlig neue soziale Positionen zu schaffen, und drittens schließlich bewirkt er einen Anstoß, die alten sozialen Positionen neu zu definieren und zugleich neue zu schaffen. Gerade das soziale System von naturwüchsigen Gesellschaften beruht auf sozialen Rollen, die traditional determiniert werden durch Alter, Geschlecht, Verwandtschaft und erbliche soziale Positionen. Der Fremde fordert aber die soziale Hierarchie der bis-

herigen Gesellschaftspyramide<sup>5</sup> heraus, indem er durch sein Auftreten die bisher traditional präformierten sozialen Rollen fragwürdig erscheinen läßt. Bei Fremden, die wegen politischer Verfolgungen ihrem früheren Staat und seiner Bürokratie entinnen wollten, kommt hinzu, daß sie der staatlichen oder gar bürokratischen Einmischung in das Leben grundsätzlich äußerst kritisch gegenüberstehen und eine Sphäre der Lebensgestaltung suchen, die frei davon ist und zumeist in der ökonomischen Betätigung gefunden wird. Wenn Erwerbsinteressen deshalb vorzugsweise für den Fremden in den Mittelpunkt seiner vitalen Interessen rücken, so geschieht dies verständlicherweise schon deshalb, weil ihm eine Betätigung in nicht im strikt ökonomischen Erwerbsbereich gelegenen traditionellen und normativ gebundenen Berufen zumeist verschlossen bleibt.

Auch wenn sie ihr Gastland ohne Kapital betreten haben, trugen infolgedessen Einwanderer häufig stark zur Kapitalbildung in diesen Ländern bei, indem sie ihre Ausgaben ständig unter ihrem Einkommen zu halten neigen. So ist es ein vertrautes Phänomen, daß Chinesen und Libanesen befähigt sind, in so scheinbar hoffnungslos über-völkerten Regionen wie in Westindien nicht nur ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, sondern auch Kapital und Möglichkeiten für die Beschäftigung anderer zu schaffen. Die massive Kapitalakkumulation, die von armen Einwanderern in Nordamerika in so spektakulärer Weise vollbracht wurde, ist ein offensichtliches historisches Beispiel, das den Vertretern der pessimistischen sog. „Theorie der zirkulären Verursachung“ eigentlich hinreichend Stoff zum Nachdenken über die logische Stringenz der Kausalkette ihrer Überlegung liefern sollte. Diejenigen, die Möglichkeiten ökonomischer Entwicklung für die unterentwickelten Regionen immer nur in ausländischen Kapitalimporten zu erkennen vermögen, mögen sich gesagt sein lassen, daß nach allen von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte gesammelten Erfahrungen in jedem erfolgreichen Prozeß ökonomischer Entwicklung ausländisches Kapital immer nur komplementär und niemals substitutiv zu heimischem Kapital gewesen ist. In jüngerer Zeit ist in diesem Sinne die endogene Kapitalakkumulation von jüdischen Einwanderern in Südafrika ein bedeutender Faktor für die ökonomische Entwicklung dieses Landes gewesen. Leicht ließen sich dem andere Beispiele anfügen.

Auch jedes behagliche Ausleben in der „fremden“ Umgebung, die dem Neuankömmling in ihrem kulturellen und seelischen Gehalt zunächst verschlossen ist und öd erscheinen muß, verbietet sich von selbst. Der Fremde ist ja kein Gruppengenosse, man betrachtet ihn

---

<sup>5</sup> Vgl. *Eisermann*, a.a.O., S. 46.



sozusagen nicht als „richtigen“ Mitmenschen, sondern man reflektiert über ihn, sucht ihn in irgendwelche, womöglich vorgefaßte Kategorien einzuordnen, was auch zu vielerlei Vorurteilen führen kann und was vor allem bedeutet, daß man ihm in sehr gegensätzlichem Maße mit Sympathie oder Antipathie entgegenzutreten pflegt. Charakteristisch für den Fremden ist daher seine gesellschaftliche Außenseiterrolle, ist die soziale Distanz, in der er von seiner Umgebung lebt. „Der Fremde ist eben seiner Natur nach kein Bodenbesitzer“, wie Georg Simmel mit Recht in Erinnerung gerufen hat<sup>6</sup>, „wobei Boden nicht nur in dem physischen Sinne verstanden wird, sondern auch in dem übertragenen einer Lebenssubstanz, die, wenn nicht an einer räumlichen, so an einer ideellen Stelle des gesellschaftlichen Umkreises fixiert ist“. Aber nicht nur ist die soziale Distanz, in der er sich selbst bewegt, für den Fremden charakteristisch, sondern mehr noch die soziale Distanz, in der sich seine Umgebung von ihm hält: Man legt „sichere“ Distanz zwischen sich und den Fremden. So ziehen z. B. die südamerikanischen Dorfbewohner, wie uns zuverlässig berichtet wird, auch heute noch nicht in andere Dörfer, weil sie dort als Fremde gelten und weder Haus noch Land, weder Familie noch Freunde haben und ganz andere Sitten vorfinden würden. Ja, es wird ihnen, weil man „sichere Distanz“ zwischen sich und sie zu legen strebt, gar nicht erst erlaubt zu bleiben: „So hat man, wie ich jüngst aus Guatemala, Kolumbien und Bolivien hörte, Fremden nahegelegt, die Dörfer noch vor Einbruch der Dunkelheit zu verlassen<sup>7</sup>.“ Aus dieser besonderen sozialen Distanz fließt aber auch das besondere Maß von Freiheit und Objektivität<sup>8</sup>, das in dieser spezifischen Synthese dem Fremden gegenüber seiner neugewonnenen sozialen Umgebung eignet.

Die extreme Bindungslosigkeit in sozialer und menschlicher Hinsicht muß den Fremden die Tatsache seiner eigenen ökonomischen Unsicherheit noch schärfer empfinden lassen, als es ohnehin der Fall wäre. Das ersehnte Ziel, Sicherheit zu erlangen, assoziiert sich unter solchen Umständen nur gar zu leicht mit der Vorstellung von Kapi-

<sup>6</sup> Georg Simmel: Soziologie, 2. Aufl. München und Leipzig 1922. S. 510. Neben der „klassisch“ zu nennenden Analyse des Fremden von Simmel sei hier aus der spärlichen einschlägigen Literatur nur noch erwähnt: Robert Michels: Materialien zu einer Soziologie des Fremden. In: Jahrbuch für Soziologie. Erster Band, Karlsruhe 1925. S. 296—317; Margaret M. Wood: The Stranger. A Study in Social Relationship. New York 1934. Alfred Schütz: The Stranger. In: American Journal of Sociology. Bd. 49 (1944) S. 499—507.

<sup>7</sup> Tannenbaum, a.a.O., S. 28.

<sup>8</sup> „Der Fremde ist uns nah“, so faßt Simmel (a.a.O., S. 511) diesen Gesichtspunkt treffend zusammen, „insofern wir Gleichheiten nationaler, sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr viele verbinden“.

talbesitz, aus dem nicht nur ökonomische Sicherheit, sondern auch soziales Prestige, dieses nicht minder anziehungskräftige Ziel menschlichen Strebens, zu fließen geeignet ist. Da Reichtum generell sozialen Aufstieg noch besser sichert als Umgangsformen und Kleidung, Sprachkenntnisse und Bildung, Wohlwollen und Beziehungen, wird der Fremde eine Kapitalisierung seines sozialen Status auf Grund des Erwerbs anzustreben geneigt sein. Ist das Geld aber erst einmal in das Zentrum des vitalen Interesses gerückt, so erscheint es nahezu als selbstverständlich, daß für den Fremden der Gelderwerb zu dem alle anderen Lebensinhalte umgreifenden Mittel wird, mit dessen Hilfe er seine und womöglich seiner Familie Zukunft zu erbauen trachtet. Er ist daher berufen, der Promotor der für die ökonomische Entwicklung unerläßlichen Konversion zu einer Leistungsideologie zu werden. Im Zuge der ökonomischen Entwicklung muß sich ja unvermeidlich nicht allein die Struktur der Gesellschaft, sondern auch die Struktur des einzelnen Menschen ändern. Andere Selbstverständlichkeiten müssen sich durchsetzen, andere Dinge, auf die man stolz ist, andere, deren man sich schämt. Gutes Geschäft und schlechtes Geschäft — das sind generell die Elemente der neuen Theologie erfolgreicher ökonomischer Entwicklung.

In der ideologischen Konversion insbesondere der Elite zu einer Leistungsideologie hat man daher die entscheidende analytische Variable der ökonomischen Entwicklung gesehen<sup>9</sup>. An die Stelle natürlicher Genußfreude treten Leistungsaskese, Leistungstolz und Leistungsfreude, an die Stelle natürlichen sozialen Zusammenhanges und Zusammenhalts von Familie, Sippe, Freundschaft und Nachbarschaft müssen Gruppenbildungen nach sachlichen Zielen und soziale Auslese nach sachlicher Leistung treten. Vorbild und Anreiz für diese ideologische Konversion aber liefert der Fremde. Ob er nun in seiner ökonomischen Aktivität beispielsweise als Händler oder als Produzent auftritt, immer eröffnet ihm die Tatsache seiner Fremdheit, die so viele Nachteile für ihn bringt, gleichsam als Kehrseite der Medaille auch viele Möglichkeiten, die den Mitgliedern der ihn umgebenden Gesellschaft in ihrem Unterworfensein unter die herrschenden traditionellen und sonstigen sozialen Normen verschlossen sind. Denn seine gesellschaftliche Umgebung, deren soziale Werthierarchie ihm „fremd“ ist, bedeutet ihm in der Regel wenig, da ihm alle Voraussetzungen für deren Verständnis fehlen, so daß ihm seine neue Umgebung vorzugsweise als Mittel zum Zweck, nämlich den des Erwerbs, zu taugen scheint. In der Tat können für das psychische Verhalten und die Ak-

<sup>9</sup> Joseph J. Spengler: *Theory, Ideology, Non-Economic Values and Politic-Economic Development*. In: R. Braibanti, Joseph J. Spengler (Hrsg.): *Tradition, Values and Socio-Economic Development*. London 1961. S. 1—56.



tivität des Fremden ja zwei wichtige Faktoren als fundamental gelten: das Aufgeben des alten Lebensraums und der Kampf um einen neuen Lebensraum<sup>10</sup>. Für die ökonomische Nutzung der neuen gesellschaftlichen Umgebung wird er selbst deswegen um so tauglicher sein, weil er weder durch die für die anderen gültigen sozialen Schranken noch durch irgendwelche persönlichen Rücksichten gehemmt wird. Je weniger aber ein Produzent die Konsumenten seiner Güter persönlich kennt, desto ausschließlicher richtet sich sein Interesse nur noch auf die Höhe des Preises, den er diesen Konsumenten berechnen kann, das Interesse an der Qualität muß sodann zunehmend in ein immer ausschließlicheres Interesse an der Quantität umschlagen.

Es ist daher alles andere als verwunderlich, daß Fremde so häufig ökonomisch in ihren Gastländern erfolgreich sind. Dennoch drängt sich über alle die angeführten Gründe hinaus die wissenschaftlich zu stellende und mit wissenschaftlichen Kategorien zu beantwortende Frage auf, warum Fremde in ihren Gastländern so oft Fähigkeiten zu entwickeln scheinen, die in ihren Heimatländern der dort ansässigen Bevölkerung durchaus nicht immer als hervorragende Charaktereigenschaften zugesprochen werden. Da es sich hier — volkswirtschaftlich gesprochen — um spezifische Eigenheiten des Produktionsfaktors Arbeit handelt, wird man nicht auf die Eigenschaften der betreffenden Fremden als solche, sondern auf die Proportionen, in denen sie in Zusammenspiel mit den Eigenschaften anderer geraten, indem sie zu diesen also in eine substitutive oder komplementäre Beziehung treten, abzustellen haben. Dann kann man zunächst einmal feststellen, daß der hauptsächliche Grund, warum fremde Einwanderer oftmals in den Entwicklungsländern — und nicht selten ebenso in entwickelten Volkswirtschaften — ökonomisch so erfolgreich sind, vornehmlich der ist, daß sie über Geschicklichkeiten, Haltungen und Fähigkeiten verfügen, welche die einheimische Bevölkerung nicht im gleichen Maße besitzt<sup>11</sup>. In der Tat neigen Einwanderer ja dazu, in jene Volkswirtschaften zu gehen, in denen ihre Fähigkeiten im weitesten Ausmaß komplementär zu denjenigen der einheimischen Bevölkerung sind.

Sonst wären ihre Aussichten, in der Fremde ein zufriedenstellendes Einkommen zu erlangen, ja auch gering. Dies gilt z. B. auch für die eingangs hervorgehobenen Fremden in Südamerika, von denen wir

<sup>10</sup> Vgl. Erich Stern: Die Emigration als psychologisches Problem. Boulogne-sur-Seine. 1937. Die wertvolle kleine, im Selbstverlag des Verfassers erschienene Schrift behandelt jedoch entgegen dem weiter gefaßten Titel vorzugsweise die psychologische Situation der politischen Emigranten des Dritten Reiches in entwickelten Gesellschaften.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu auch: Joachim v. Spindler: Das wirtschaftliche Wachstum der Entwicklungsländer. Stuttgart 1963. S. 133 ff.



vernehmen: „Die meisten *gringos* — Europäer und Amerikaner —, die dort ihr Glück versucht haben, brachten es auch überraschend schnell zu Wohlstand“; und von den Nachkommen der armen chinesischen Einwanderer, die zusammen mit den gleichfalls als Kontraktarbeiter eingewanderten Indern und Malayen je ein Drittel der Bevölkerung in Britisch-Malaya bilden, heißt es gleichsinnig: „Heute, ein oder zwei Generationen später, sind unter den Chinesen des Landes dutzendweise Millionäre<sup>12</sup>.“ In Entwicklungsländern können derart zu den proportional knappen Fähigkeiten gezählt werden: der Besitz technischen Wissens oder technischen Geschicks, das leichte Erspähen ökonomischer Möglichkeiten, Verwaltungsgeschick und Zähigkeit. So hat man das unternehmerische Management geradezu als den Schlüssel zum Erfolg industrieller Entwicklung betrachtet<sup>13</sup>. Demgegenüber ist zu sagen, daß erfolgreiche ökonomische Entwicklung gewiß nicht erfordert, daß alle unternehmerisch tätig werden müssen, indem sie neue „Faktorkombinationen“ suchen, wohl aber, daß eine angemessene Proportion einheimischer oder fremder „Neuerer“ sich findet, deren Eigenschaften in weitem Ausmaß komplementär sind zu denjenigen breiter Bevölkerungsgruppen des betreffenden Landes und die dadurch eine nützliche Sequenz von Komplementaritätseffekten induzieren. Wenn unternehmerische Fähigkeiten daher in einem Lande proportional zu den weniger vorhandenen zählen, so werden sich die früher erörterten Eigenschaften des Fremden, zumal wenn der spezifische unternehmerische Sinn für das „mittlere Risiko“ hinzutritt, alsbald in eine rastlose Unternehmertätigkeit zu ergießen neigen.

Die Tatsache aber, daß der Fremde nicht nur als ökonomischer, sondern gleicherweise als gesellschaftlicher „Neuerer“ auftritt, ist andererseits geeignet, auch die Schwierigkeiten plastisch hervortreten zu lassen, denen er bei der Durchsetzung der mit seiner sozialen Rolle verbundenen Funktion im Prozeß der ökonomischen Entwicklung begegnet. Der Fremde und die Einheimischen verfügen ja nicht allein über verschiedenartige Umgangsformen, sondern auch über verschiedenartige Begriffe von Gut und Böse, Präferenzen und Idiosynkrasien, vor allem aber auch über abweichende Loyalitätsgrundsätze. Schon wenn man jedoch in Benehmen, Kleidung, Lebensgewohnheit von den Leuten desselben sozialen Kreises absticht, noch mehr natürlich, wenn die Differenzen gravierender sind, reagieren sie dagegen. Zudem sind diejenigen, die ökonomisch erfolgreich aufzutreten verstehen, ja oft sogar in entwickelten Wirtschaftsgesellschaften

<sup>12</sup> Albert Hunold (Hrsg.): Lateinamerika — Land der Sorge und der Zukunft. Erlenbach und Stuttgart 1962. S. 150, und: Richard F. Behrendt: Die wirtschaftlich und gesellschaftlich unterentwickelten Länder und wir. Bern-Stuttgart 1961. S. 105.

<sup>13</sup> Murray D. Bryce: Industrial Development. New York-Toronto-London 1960.

unter ihren eigenen Landsleuten unpopulär. Sie müssen nahezu zwangsläufig mit besonderer Mißgunst betrachtet werden in Ländern, die am Anfang eines bedeutenden ökonomischen, sozialen und politischen Transformationsprozesses stehen. Die Positionen der Armen und Reichen sind ja in naturwüchsigen Gesellschaften definiert als die natürliche Ordnung der Dinge und werden überdies durch persönliche, familiäre und lokalpatriotische Bindungen gefestigt. Gerade der orientalische Traditionalismus entläßt nur den Fremden aus diesen Bindungen. In derartigen naturwüchsigen Gesellschaften kommt man gar nicht auf den Gedanken, diese Positionen etwa als Produkt unpersönlicher, wirtschaftlicher und sozialer Kräfte — die womöglich noch dazu der Veränderung durch politische Aktionen unterliegen — zu betrachten. Auch die Religiosität pflegt in solchen naturwüchsigen Gesellschaften verhältnismäßig groß zu sein und trägt zur Aufrechterhaltung des sozialen, ökonomischen und politischen *status quo* bei.

In einer solchen Gesellschaft muß der Fremde nahezu als ein Ferment wirken, dessen Beispiel zunehmend eine ideologische Konversion in Richtung auf die Ausbreitung einer ökonomischen Leistungs-ideologie zu induzieren geeignet ist. Der Ansatz dazu besteht darin, daß man ihn toleriert, jedoch hat Toleranz als solche mit ökonomischer Entwicklung gewiß nicht das Geringste zu tun, sondern entscheidend relevant ist, wem sie zugutekommt. Die persönlichen Beziehungen und die lokalen Institutionen, die bisher die Treue belohnten und die Abweichungen von traditionellen Anschauungen bestraften, werden nunmehr gelockert und drohen, endgültig hinweggefegt zu werden. Alle die freigesetzten Energien werden nunmehr in das Streben nach Verbesserung jener Lebenssphäre, die bislang nicht allzu hoch in der sozialen Werthierarchie rangierte, einfließen. Der mit der Lockerung der persönlichen Bindungen und sozialen Gruppen einsetzende Übergang vom präformierten sozialen Status zum Kontrakt als neuer Grundlage der Gesellschaftsordnung ist dabei in der Tat wahrhaft revolutionierend. Insbesondere die bisherige Oberschicht einer solchen traditional gebundenen Gesellschaft, die das bequeme Leben ohne Hast, die Bereitschaft zahlreicher Bediensteter, kurz alle die bisherigen selbstverständlichen Annehmlichkeiten und Privilegien als erhaltenswert erachtet, wird diese Entwicklung nicht ohne Zwiespältigkeit aufnehmen, da sie andererseits die Güter, die eine moderne Industriegesellschaft zu bieten hat, zu schätzen lernt und zunehmend begehrt. Letztlich beruht diese Zwiespältigkeit natürlich darauf, daß hier nicht Gegensätzliches, sondern Unvereinbares, die berückichtigte menschliche Utopie des Besten aus zwei Welten, mit gleicher psychischer Intensität begehrt wird.



Durch den bezeichneten Prozeß werden ja nicht allein die persönlichen Bindungen der Menschen einer solchen naturwüchsigen Gesellschaft beeinflußt, sondern es werden auch die bisher vorherrschenden gesellschaftlichen Gebilde wie die Familie, die Sippe, der Clan, ja die politischen Organisationsformen zersetzt und schließlich die bisherigen religiösen Vorstellungen in Mitleidenschaft gezogen. Gerade Fremde mit einer viel höheren Kultur, mit ganz anderen Sitten, auch ganz anderen Lasten und Religionsvorstellungen lösen leicht das ganze psychische Gefüge einfacher Stämme auf. Weil die ökonomische Entwicklung unvermeidlicherweise von Veränderungen dieser Art begleitet ist, erwachsen hieraus Widerstände, und zwar um so stärkere, je zeitlich beschleunigter der Prozeß der ökonomischen Entwicklung auftritt. Je zahlreicher und je erfolgreicher dabei Fremde in diesem in Gang gesetzten Prozeß der ökonomischen Entwicklung in Erscheinung treten, um so eher werden die volkstümlichen Gefühle gegen sie in Aversion und endlich geradezu in Feindseligkeit umschlagen. Diese Verhaltensweise vermag deswegen so exzessiv zu werden, weil sie tiefe Wurzeln in der menschlichen Seele besitzt, der es urtümlich eingeboren zu sein scheint, daß alles Fremde, von der eigenen Norm Abweichende, zunächst abgelehnt wird. So finden wir bereits bei den primitiven Buschmännern den Grundsatz, daß Fremde, d. h. Angehörige anderer Lokalgruppen, Stämme und Völkerschaften, ausgeschlossen sind und daß die Gebiete der einzelnen Stämme durch Grenzen, zwischen denen sich neutrale Zonen erstrecken, bezeichnet sind, die Fremde nicht überschreiten dürfen. In den naturwüchsigen Gesellschaften bildet die Grundlage der Fremdenbehandlung ja überwiegend die Tatsache, daß an sich kein Fremder an den schützenden, friedensstiftenden Stammeseinrichtungen wie der Blutrache, der Rechtshilfe, den Geschlechts- und Stammeseinrichtungen usw. teilhat. Jedoch löste nach zuverlässigen Zeugnissen die Begegnung mit dem Fremden unzweifelhaft sogar bei den Buschmännern frühzeitig Prozesse des sozialen und kulturellen Wandels aus, die von sozialpsychologisch bedeutsamen Reaktionen begleitet werden, die sich überdies sowohl im tatsächlichen Verhalten, einschließlich gegenüber Vertretern der jeweiligen Fremdgruppe, als auch im Urteil über sie äußern.

Dies war jedoch auch in Europa anfänglich keineswegs anders, „war doch der Fremde anfangs rechtlos und konnte er bei dem tiefeingewurzelten Mißtrauen gegen ihn keinen unmittelbaren Tausch mit der einheimischen Bevölkerung eingehen“<sup>14</sup>, wodurch dennoch Anstöße zum sozialen und kulturellen Wandel nicht verhindert wurden,

<sup>14</sup> Josef Kulischer: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. I. Bd. Neudruck Berlin 1954. S. 289.

weil der Wirt, bei dem er einkehrte, infolgedessen zum Mittler, Dolmetscher und endlich Makler wurde. Dieselbe zwiespältige Wirkung riefen bereits die zahlreichen ξένοι hervor, die sogar eine teilweise privilegierte Stellung im hellenistischen Reich der Ptolomäer einnahmen<sup>15</sup>, nannten bekanntlich die Griechen doch ihrerseits von alters her alle Nichtgriechen οἱ βάρβαροι mit einem abfälligen Nebensinn, der bis auf unsere Tage das „Barbarische“ dem Rohen, Ungebildeten, Grausamen hat äquivalent werden lassen. Erst langsam trat menschlichkeitlich hier ein Wandel ein. Der Totschläger des Fremden ist noch nach westgotischem Recht, das bereits wesentlich fremdenfreundliche Züge aufweist, grundsätzlich straflos, d. h. er ist nicht friedlos, braucht nicht landflüchtig zu werden. Noch bis tief ins Mittelalter hinein ist jedes fremde gestrandete Schiff dem freien, straflosen Raub in den meisten europäischen Staaten preisgegeben. Noch im 12. bis 13. Jahrhundert kam im Verkehr mit Fremden jenes gegenseitige Mißtrauen zum Ausdruck, das nur zu sehr durch die damaligen Verhältnisse begründet war und dessen Ursache in den Gewalttätigkeiten zu suchen ist, denen z. B. die Händler in der Fremde sowohl durch den Landesherrn wie durch die Einwohner ausgesetzt waren.

Sogar noch die Wirtschaftspolitik des Mittelalters zielte auf die Benachteiligung des Fremden — wie übrigens auch des Bauern —, der seine Waren auf den städtischen Markt brachte. Erst vom Mittelalter ab fand eine langsame Umbildung des Fremdenrechts mit seinen vielfältigen Schranken und Nachteilen für den Fremden zu einer teilweisen Fremdenbevorzugung statt, die großenteils darauf beruhte, daß die fremden Kaufleute den Großen des Landes, den Königen, Aristokraten und hohen Geistlichen, unentbehrlich wurden, weil sie ihnen sowohl die gewünschten Luxuswaren, das Hauptobjekt des mittelalterlichen Handels, verschafften, als auch den Absatz der auf den Grundherrschaften erzeugten Produkte übernahmen<sup>16</sup>. Nirgends und niemals jedoch vollzog sich die Integration des Fremden in den Prozeß der ökonomischen Entwicklung speziell und die Volkswirtschaft und Gesellschaft seiner Gastländer generell etwa reibungslos und ohne Konflikte. Je stärker zumal der Fremdenzufluß wird und je umfangreicher sich ihre Geschäfte ausdehnen, desto gravierender müssen die ausgelösten Friktionen und Konflikte werden. Zu tief scheinen die atavistischen Wurzeln der Fremdenfeindschaft oder doch wenigstens der Reserve gegenüber „dem Fremden“ in die Seele des Menschen hinabzureichen. Hierin haben wir wohl die tiefste Ursache für das Phänomen der nativistischen Bewegungen gegen den „Weißen“,

<sup>15</sup> Vgl. Michael Rostovtzeff: Die hellenistische Welt. Gesellschaft und Wirtschaft. Bd. I. Tübingen 1955, S. 253—256. Bd. II, S. 850—852.

<sup>16</sup> Vgl. Kulischer, a.a.O., S. 101 f. und S. 259 ff.



wobei sich nativistische, nationalistische und sozialrevolutionäre Motive miteinander verknüpfen, allüberall in der Welt der Entwicklungsländer zu erblicken<sup>17</sup>. Dem Menschen ist es jedoch gegeben, diese ichhafte, gruppenbezogene Haltung zu durchbrechen und mit dem Menschen fremder Herkunft zu verkehren und Austausch zu pflegen. Freilich sind diese Formen des friedlichen Zusammenwirkens stets, auch noch in entwickelteren ökonomischen und sozialen Systemen, von Konflikten bedroht.

Der Beitrag von Fremden aus Volkswirtschaften, die selbst oftmals nur geringe Fortschritte auf dem Wege ökonomischer Entwicklung aufzuweisen haben, zu dem Gedeihen ihrer Gastländer muß daher nahezu zwangsläufig feindselige Reaktionen auslösen. So erwiesen sich z. B. auch in Südamerika tätige Spanier, obschon ihr Heimatland keineswegs einen hervorstechenden Prozeß ökonomischer Entwicklung aufzuweisen hat, in bezug auf den wirtschaftlichen Erfolg derart überlegen, „daß man in Mexiko die spanischen Einwanderer *los zopilotes* — die Geier — nennt“<sup>18</sup>. Es heißt, bei ihrer Ankunft verkauften sie das Gemüse noch in Schubkarren, aber zehn Jahre später fuhren sie in Cadillacs. In vielen Teilen von Afrika, das seinen gegenwärtigen bescheidenen Stand ökonomischer Entwicklung ganz gewiß nicht ohne die Fremden erreicht hätte, kontrolliert der Fremde, zumal europäischer Herkunft, mangels eines eingeborenen Bürgertums noch immer den Arbeitsmarkt und auch den Markt der Fertigprodukte. „In den Augen jedes Lohnempfängers trägt er daher die Schuld an den niedrigen Löhnen und den hohen Preisen“<sup>19</sup>. Auch Burma wird z. B. immer fremdenfeindlicher und hat nach Meinung kundiger Beobachter in dieser Hinsicht gegenwärtig einen Zustand erreicht, der nahezu dem China des Boxeraufstandes gleichkommt. In Mexiko hat die analoge Haltung in dem gegen den fremden Einfluß gefühlsbeladenen Ausdruck *pochismo* für den „fremden“ Ersatz der mexikanischen oder spanischen Lokaltraditionen in Brauchtum, Glauben oder Auftreten ihr linguistisches Substrat gefunden. Selbstverständlich weist Castro in Kuba nicht allein die Fremden aus und enteignet sie, sondern er sucht z. B. auch die in die Sprache eingedrungenen englischen Worte zu eliminieren und gegen die durch die fremden Touristen, durch Fernsehen und Radio importierten Veränderungen in den Sitten anzugehen.

<sup>17</sup> Vgl. hierzu das schöne Buch von Wilhelm E. Mühlmann: *Chiliasmus und Nativismus*. Berlin 1961.

<sup>18</sup> Hunold, a.a.O., S. 150.

<sup>19</sup> Georges Balandier: *Spannungen und Konflikte im schwarzen Brazzaville*. In: Peter Heintz (Hrsg.): *Soziologie der Entwicklungsländer*. Köln-Berlin 1962. S. 374. Konvergierend: Ders.: *Afrique ambiguë*. Paris 1957.

Nahezu alle aufmerksamen und kenntnisreichen Beobachter in Südamerika stimmen daher darin überein, daß das hervorstechendste Kennzeichen der dortigen Mentalität die weitverbreitete Xenophobie darstelle<sup>20</sup>. Es wäre jedoch ebenso töricht, den bereits eingangs erwähnten großen Beitrag, den die Fremden generell für die ökonomische Entwicklung Südamerikas geleistet haben, zu verkennen, wie es inadäquat wäre, die mentale Verhaltensreaktion auf ihr Auftreten mit anderen als soziologischen Kriterien zu messen. Denn diese Reaktion gilt keineswegs allein dem „weißen“, sondern allen Fremden und beschränkt sich auch, wie wir bereits sahen, keineswegs auf Südamerika. Das gleiche kann man beispielsweise gegenüber levantinischen Fremden, also Libanesen, Syrern und Zyprioten, aber auch Griechen, in Afrika beobachten, wie uns von dort berichtet wird: „Heute haben alle diese Fremden, die in Afrika Asyl suchten oder ihr Glück zu machen hofften, *Angst*: Sie geben sich keinen großen Illusionen mehr hin, was die Möglichkeit betrifft, so viel Geld zu verdienen, daß sie erhobenen Hauptes in ihre Heimat zurückkehren können. Sie verlangen nichts weiter, als so gut wie irgend möglich weiterleben zu können. Sie haben nur ihre Arbeit zu bieten, und das in einer Zeit, in der der Afrikaner dem, der Kapital einbringt, gnädiger gesonnen ist als dem, der nur seine Arbeitskraft mitbringt, und darüber sind sie beunruhigt<sup>21</sup>.“ Gerade diese Kategorie von Fremden hat dabei einen großen Beitrag zur ökonomischen Entwicklung zumal in Westafrika geleistet: „Die Levantiner in Westafrika stellen jenen Typus von Einwanderern dar, die in vielen unterentwickelten Ländern eine wichtige Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung spielen können. Obgleich sie nur selten eine höhere Schulbildung genossen haben, sind sie erfinderisch, fleißig und unternehmungslustig und besitzen ein Gefühl für wirtschaftliche Möglichkeiten. Sie sind unabhängig von bestehenden wirtschaftlichen Interessen, und auf vielen Handelsgebieten sind sie zu wichtigen Konkurrenten der großen europäischen Firmen geworden... Doch wie in vielen anderen Teilen der Welt werden diese Einwanderer, die am meisten zur ökonomischen Entwicklung beitragen könnten, von einflußreichen Sektoren der Verwaltung mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Ihrer Einwanderung werden alle möglichen Hindernisse in den Weg gestellt, und ihre Tätigkeit wird unter dem Druck lokaler und althergebrachter Inter-

<sup>20</sup> Vgl. John J. Johnson: *Political Change in Latin America*, Stanford 1958, insbes. S. 5—11. Ferner: George I. Blanksten: *The Politics of Latin America*. In: G. A. Almond, J. S. Coleman (Hrsg.): *The Politics of the Developing Areas*. Princeton 1960. S. 455—531. Konvergierend: Tannenbaum, a.a.O., bes. S. 117.

<sup>21</sup> Jean und René Charbonneau: *Menschen und Märkte in Schwarz-Afrika*. Berlin 1963. S. 77.



essen begrenzt<sup>22</sup>.“ Es wäre jedenfalls in jeder Hinsicht ein großer Fehler, wollte man die Rolle, die der Fremde in den Entwicklungsländern spielt, ausschließlich mit derjenigen des Fremden europäischer oder nordamerikanischer Herkunft identifizieren.

Wenn auch im einzelnen oftmals in weniger ostentativer Weise hat das Wirken eingewanderter Chinesen in Südostasien, von Indern in Ostafrika, von Libanesen und Chinesen in Westindien und von Libanesen und anderen Levantinern in Westafrika, um nur an diese zu erinnern, viel dazu beigetragen, den marktwirtschaftlichen Sektor ökonomisch zurückgebliebener Volkswirtschaften und damit das ökonomische Wachstum in ihren Gastländern zu fördern. Gerade Chinesen haben dabei erstaunliche Qualifikationen an den Tag zu legen gewußt. Leicht kann man beispielsweise, wie uns von zuverlässigen Beobachtern berichtet wird, in Malaya einen chinesischen Kautschukbauern antreffen, der zusammen mit seiner Familie nicht weniger als zwanzig Morgen Grund und Boden kultiviert und außerdem noch Interessen in einem halben Dutzend anderer Unternehmen wahrnimmt, wie z. B. im Transportwesen, als Schneider, als Tapioca-Anbauer oder als Gummihändler, während in demselben Gebiet ein einheimischer malaiischer Kautschukbauer vielleicht nur ein Stück Land von zwei Morgen bebaut. Demzufolge hat die besondere Fremdenfeindschaft im südostasiatischen Raum, die erst zu Beginn dieses Jahres wiederum zur Besetzung der Gebäude britischer Unternehmen in Djakarta und zur Beschriftung von Anlagen und Kraftfahrzeugen dieser Firmen mit der Aufschrift „Eigentum der Republik Indonesien“ durch einheimische Arbeiter geführt hat, zuvor bereits in einer restriktiven Gesetzgebung gegen die fremde Gruppe der chinesischen Händler<sup>23</sup> ihren Niederschlag gefunden. Aber auch im mittleren Osten finden wir eine Grundhaltung, die „sich politisch im extremen Nationalismus, psychologisch in der Xenophobie ausdrückt“<sup>24</sup>. Es kann deshalb nach alledem nicht überraschen, daß die drei hauptsächlichen Forderungen, die heute generell in der Welt der Entwicklungsländer erhoben werden, nämlich die Forderung nach nationaler Würde, nach ökonomischer Entwicklung und nach sozialer Sicherheit, sich in erster Linie gegen die Fremden richten.

Gerade die ökonomischen Erfolge von Einwanderern aus selber armen Heimatländern in andere Entwicklungsländer, wie z. B. von

<sup>22</sup> P. T. Bauer: *West African Trade*. Cambridge 1954. S. 164.

<sup>23</sup> Vgl. Guy J. Pauker: *Southeast Asia as a Problem Area in the Next Decade*. In: *World Politics*. Bd. XI (1959). S. 325–345.

<sup>24</sup> Daniel Lerner: *Die Modernisierung des Lebensstils. Eine Theorie*. In: *Heintz, a.a.O.*, S. 215; vgl. Joel Carmichael: *The Nationalist-Communist Symbiosis in the Middle East*. In: John H. Kautsky (Hrsg.): *Political Change in Underdeveloped Countries*. New York-London 1962. S. 304–315.

Chinesen und Indern, werfen andererseits interessante Probleme auf. Gerade diese Fremden waren ebenso wie die oben erwähnten Spanier oder Levantiner in ihren relativ wenig entwickelten Heimatländern selbst offenbar nicht in der Lage, ihre Fähigkeiten befriedigend zu nutzen und dort wesentlich zu dem Ingangsetzen eines autonomen ökonomischen Entwicklungsprozesses beizutragen. Aber während es die Chinesen z. B. — zumindest bis 1949 — nicht vermochten, große ökonomische Fortschritte in China herbeizuführen, und es die Malayen z. B. auch nicht vermochten, Malaya volkswirtschaftlich zu entwickeln, haben die chinesischen Einwanderer und ihre Nachkommen dort einen bedeutenden Beitrag zur ökonomischen Entwicklung geliefert<sup>25</sup>. Dies zeigt eindringlich, welche Wirkungen der Komplementaritätseffekt der Einwanderereigenschaften zu denen der einheimischen Bevölkerung zu erzielen vermag. Alle diese fleißigen, genügsamen und zähen Fremden aus selbst armen Ländern haben Fähigkeiten zur Verfügung gestellt, die unter der einheimischen Bevölkerung nicht entwickelt oder nicht vorhanden waren, und sie haben geholfen, Kapital zu akkumulieren. Indem sie die Volkswirtschaften der betreffenden Entwicklungsländer oftmals extensiver durchdrangen als die dort tätigen europäischen oder nordamerikanischen fremden Großunternehmen, ist ihr Einfluß im allgemeinen viel ausgehender gewesen und vermochte sich vor allem unmittelbar beispielhaft und stimulierend auf viel zahlreichere Einheimische zu erstrecken. In einigen Fällen ist dabei die Anzahl der fremden Einwanderer proportional zur Zahl der Bevölkerung ihrer Gastländer sehr klein gewesen. So waren es z. B. insgesamt nur einige zwei Tausend Levantiner unter 30 Millionen einheimischen Einwohnern in Nigeria, doch hat diese Handvoll Menschen wie ein Sauerteig gewirkt, der es vermochte, große Regionen über das ursprüngliche naturalwirtschaftliche Niveau hinauszuhoben, während andererseits die chinesischen Einwanderer und Siedler in anderen Gebieten proportional weitaus zahlreicher gewesen sind.

Eingewanderte Fremde aus selber armen Ländern vermögen derart einen bedeutenden Beitrag zur ökonomischen Entwicklung ihrer Gastländer zu liefern. Zumindest anfangs sind sie ja an einen relativ niedrigen Lebensstandard gewöhnt, so daß sie bereit sind, sich mit einem sehr geringen Entgelt für ihre ökonomischen Tätigkeiten zu begnügen. Dadurch können sie dann z. B. als Händler in Regionen operieren, in denen der Handelsumschlag noch äußerst gering ist. Gerade der bindungslose Fremde ist ja frei von den Vorurteilen, die so häufig der Ausübung des Handels und damit der Förderung der

<sup>25</sup> Vgl. The International Bank for Reconstruction and Development: The Economic Development of Malaya. 2. Aufl. Baltimore, London 1960. Insbes. S. 11—12.



ökonomischen Entwicklung entgegenstehen. So sind z. B. einige Historiker der Auffassung, daß die Verachtung des Handels seitens der spanischen Aristokraten zumindest teilweise die Schuld daran trug, daß Spanien schließlich daran scheiterte, seine Besitzungen in Südamerika erfolgreich ökonomisch auszunutzen<sup>26</sup>.

Die Feindschaft gegen den Handel und den Händler reicht ja weit zurück, woran noch Goethes bekanntes Wort erinnert: „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen!“ In alten Zeiten verlangte man demgemäß von den fremden Händlern, daß sie nach bestimmter Frist wieder abzogen, da man ihre dauernde Festsetzung nicht wünschte, weil sie leicht zur Fremdherrschaft führen könne. Der fremde Händler galt nicht nur als harter Gläubiger und sich womöglich für dauernd festsetzender Tyrann, sondern in ihm und seinem Verkehr erblickte man eine Gefahr für die Sitten und Gewohnheiten, ja die gesellschaftliche Ordnung der Völkerschaften, die er besuchte. Dementsprechend werden z. B. levantinische Händler, die in Nigeria und Ghana, oder chinesische Händler, die in Indonesien, Thailand und den Philippinen und vielen anderen Teilen der Welt operieren, nicht unähnlich den Juden im europäischen Mittelalter, weshalb man die Chinesen teilweise mit dem Namen „Juden des Ostens“ belegt, wegen der angeblich von ihnen praktizierten „monopolistischen Ausbeutung“, ein Terminus, der gewöhnlich weder definiert noch dessen ökonomischer Sinn begriffen wird, nicht nur mit Feindseligkeit betrachtet, sondern oftmals geradezu „gehaßt“<sup>27</sup>. Bezeichnenderweise warf man z. B. den nahezu 14 000 Franzosen, die um das Jahr 1791 im damals ökonomisch rückständigen Spanien fast ausnahmslos als Händler tätig waren, ebenfalls vor, „Geldraffer“ zu sein, die das Geschäftsleben der Städte monopolistisch ausbeuteten<sup>28</sup>.

Dennoch kann vom ökonomischen Standpunkt aus über den großen Beitrag, den der fremde Händler generell zur Entwicklung der Volkswirtschaften, mit denen er in Berührung kommt, zu leisten vermag, gar kein Zweifel bestehen. Die Gegenwart eines oder einiger Händler an der naturalwirtschaftlichen Front einer unterentwickelten Volkswirtschaft schafft ja Nachfrage nach den Produkten der lokalen Erzeuger und macht sie andererseits mit den Gütern bekannt, die der Markt offeriert. Als Beispiel kann hier u. a. auf die bedeutende Rolle verwiesen werden, die wandernde Händler, indem sie zu Fuß

<sup>26</sup> Vgl. Eli F. Heckscher: Der Merkantilismus. 2. Bd. Jena 1932. S. 288—289.

<sup>27</sup> George I. Blanksten: Transference of Social and Political Loyalties, In: Bert F. Hoselitz, Wilbert E. Mooré (Hrsg.): Industrialization and Society. Unesco-Mouton 1963. S. 189 f.

<sup>28</sup> Vgl. Modesto Lafuente: Historia general de España. 3. Aufl. 15. Bd. Barcelona 1889. S. 185.

oder auf dem Maultier die Nähe ebenso wie die Ferne abgrasten, in Brasilien oder in Afrika gespielt haben<sup>29</sup>. Diese Einflüsse sind sehr wichtig für die Ermutigung und Stimulierung einer für den Markt und nicht für die Eigenversorgung bestimmten Ausbringung. Sie stimulieren deshalb nahezu zwangsläufig die Entstehung und das Wachstum einer auf dem Geldwesen beruhenden Marktwirtschaft. Der besondere Beitrag des Fremden besteht in dieser Hinsicht darin, daß er die Rolle des Händlers sozial und ökonomisch aufwertet, da in allen nichtindustriellen Kulturen der Händler und der Mechaniker einen der niedrigsten sozialen Ränge einnehmen<sup>30</sup>. Die Ausweitung des Geschäfts ist zudem gerade im Handel ein unschuldiges Wagnis und hat — jedenfalls unmittelbar — keine politischen Folgen.

Der vielleicht bedeutsamste Effekt von in Entwicklungsländer eingewanderten Fremden besteht aber darin, daß sie — absichtlich oder unabsichtlich — die Entfesselung von Unternehmereigenschaften, soweit sie lokal vorhanden sind, stimulieren und ermutigen. Es handelt sich dabei insbesondere um das entfachte Interesse für Aufgaben, die einen „ungewöhnlichen“ Anreiz besitzen und besondere Möglichkeiten involvieren, soziales Prestige zu gewinnen, ferner eine nunmehr von „außen“ geweckte und womöglich bestärkte Abneigung gegen bloße Routinearbeiten, wodurch Situationen mit einem mittleren Risiko häufiger aufzutreten vermögen. In solchen Situationen ergibt sich dann nahezu zwangsläufig eine leichte Überschätzung der Erfolgsmöglichkeiten der relativ neuen Aufgaben, wodurch generell eine Vorliebe für Initiative und allgemein für „Neuerungen“ geweckt zu werden vermag. Kurz, es handelt sich bei den bezeichneten Eigenschaften durchweg um solche, die mit der üblichen Kennzeichnung des unternehmerischen Verhaltens weitgehend übereinstimmen. Der von dem Fremden ausgehende Anstoß erfolgt dabei überdies nicht von Amts wegen, sondern persönlich und privat.

Der Beginn des Prozesses der ökonomischen Entwicklung stellt ja einen Aspekt des Überganges von der stabilen traditionellen Gesellschaft zu einer dynamischen, die bisherigen sozialen Normen einschmelzenden, rational akzentuierten Gesellschaft dar, in der für die Gesellschaftsmitglieder der forcierte soziale Wandel ein vertrautes Lebensphänomen wird. Es handelt sich dabei um einen Übergang, der u. a. auch mit ganz bestimmten Wandlungen der Persönlichkeitsstruktur der erfaßten Gesellschaftsmitglieder einhergeht. Unter der Ein-

<sup>29</sup> Vgl. z. B. *Marrin Harris: Town and Country in Brazil*. New York 1956. S. 59 ff.; *Paul Bohannan, George Dalton* (Hrsg.): *Markets in Africa*, Evanston/Ill. 1962. S. 47 f. und S. 60—88.

<sup>30</sup> *Ralph Linton: Cultural and Personality Factors affecting Economic Growth*. In: *Bert F. Hoselitz* (Hrsg.): *The Progress of Underdeveloped Areas*. Chicago 1952. S. 73—88.



wirkung des stattfindenden sozialen Wandels entstehen dabei durch bestimmte Prozesse, bei deren Initiierung gerade der Fremde eine hervorragende Rolle zu spielen vermag, schöpferisch denkende Persönlichkeiten, die in solchen Situationen in der Lage sind, einen ökonomischen Entwicklungsprozeß in die Wege zu leiten. Die Bedeutung solcher nichtökonomischer Faktoren zeigt sich ja insbesondere dort mit ihrem ganzen Nachdruck, wo wir das Problem der ökonomischen Entwicklung „radikal“, d. h. an der Wurzel zu packen suchen, wo wir es also mit dem Problem des Übergangs einer stabilen, relativ stationären, traditional gebundenen Gesellschaft zur ökonomischen Entwicklung, zur kontinuierlichen Steigerung von Sozialprodukt und Volkseinkommen und somit schließlich zur Industrialisierung und einer modernen industriellen Gesellschaft zu tun haben. Daran wird überdeutlich, daß die rein ökonomischen Theorien, d. h. Theorien, die ausschließlich mit den üblichen „rein“ ökonomischen Faktoren operieren, mit denen man seit über zwei Jahrzehnten das Problem der ökonomischen Entwicklung zu lösen versuchte, sich als unzulänglich, weil allzu vordergründig erweisen mußten. Schritt für Schritt stellte sich heraus, daß die Instrumente der ökonomischen Analyse, weil sie nur zur Erfassung „rein“ ökonomischer Faktoren geschaffen und tauglich sind, nicht ausreichen konnten, um dieses Problem zu lösen.

Gerade am Beispiel des Fremden zeigt sich abermals, daß es sich bei dem Prozeß der ökonomischen Entwicklung nicht um die bloße Erhöhung irgendwelcher ökonomischer Quantitäten wie z. B. der Investitionsquote handelt, sondern daß wir es hier mit einem Phänomen des sozialen Wandels zu tun haben. Damit rückt die Behandlung dieses schwierigen Problems aber zugleich in die Kompetenz der Soziologie, ohne daß sein ökonomischer Aspekt selbstverständlich darüber vernachlässigt werden dürfte. Dies folgt bereits aus der heutzutage weithin akzeptierten Einsicht, daß man bei einer erfolgreichen und womöglich beschleunigten ökonomischen Entwicklung nicht etwa beliebige Aspekte der bisherigen Sozialstruktur des betreffenden Landes aufrechtzuerhalten vermag. Das heißt mit anderen Worten, daß die Prämisse des *ceteris paribus*, die eine unerläßliche Voraussetzung der herkömmlichen Wirtschaftstheorie bildet, hier nicht aufrechterhalten werden kann, weil nicht einmal die Daten des „Marktrandes“ über einen vernünftigen realen Zeitabschnitt hinweg konstant gedacht werden können, ohne daß man sich von vornherein jeder tiefen Einsicht in die vorliegenden Prozesse begibt. Tatsächlich erweist sich in dem vorliegenden Zusammenhang, daß nicht einmal der Marktmechanismus, dieses Kernstück der herkömmlichen wirtschaftstheoretischen Lehre, zureichend wissenschaftlich erklärt, geschweige denn

erkenntnismäßig und praktisch nutzbar gemacht werden kann, wenn man nicht das ganze Sozial- und Kulturmilieu, innerhalb dessen er funktioniert und das für sein Funktionieren kausal relevant ist, gebührend berücksichtigt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hierdurch die Lehren der deutschen historischen Schule, die ja keineswegs, wie man aus unzureichender Kenntnis immer wieder behauptet, den Erkenntniswert des Marktmechanismus samt dessen praktischer Bedeutung oder gar die ökonomische Theorie insgesamt abtun wollte, sondern nur für die nichtökonomischen Faktoren gebührende Berücksichtigung forderte<sup>31</sup>, eine späte Rechtfertigung erlangt haben. Welche Wichtigkeit solche „nichtökonomischen“, d. h. genauer gesagt, von der herkömmlichen Wirtschaftstheorie nicht erfaßten und nicht erfaßbaren Faktoren besitzen, tritt aber gerade an der Rolle, die der Fremde in den Entwicklungsländern zu spielen berufen ist, plastisch hervor. Denn wie sich aus unserer Analyse ergeben hat und wie jeder mit den Problemen der Entwicklungsländer wissenschaftlich oder praktisch zulänglich Vertraute weiß, „ist ausländisches Personal in den Entwicklungsländern unerlässlich. Dies gilt vor allem für die verantwortlichen Posten der Spezialarbeiter, Vorarbeiter, Meister, Techniker und dann ganz besonders für die Kader des Unternehmens. Noch während Jahren, ja Jahrzehnten wird man sie in den Entwicklungsländern benötigen. Man kann Völker bei allem guten Willen ihrerseits nicht von einem Tag auf den anderen verwandeln<sup>32</sup>.“ Es handelt sich dabei, wie auch im vorstehenden zum Ausdruck kommt, keineswegs nur um die Vermittlung technologischen Wissens, obschon die Bedeutung, die fremde, d. h. vorwiegend englische Ingenieure bei der raschen ökonomischen Entwicklung Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht nur auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens besessen haben, damit beispielsweise nicht etwa verkleinert, sondern vielmehr hervorgehoben werden soll.

Viele der Ingenieure, Gründer und gelernten Arbeiter, insbesondere Mechaniker, die im Ruhrgebiet die ersten Industriebetriebe aufzogen, stammten ja aus England und Belgien, wo die Kohle- und Eisenindustrie die ersten leistungsfähigeren Maschinen hervorgebracht hatte. Unfähig zu eigenen Erfindungen, kopierte die Textilindustrie

<sup>31</sup> Vgl. Gottfried Eisermann: *Die Grundlagen des Historismus in der deutschen Nationalökonomie*. Stuttgart 1956. Insbes. S. 98—230.

<sup>32</sup> Behrendt, a.a.O., S. 283. Auch Mühlmann hebt richtig hervor: „Man braucht natürlich die Fremden, man braucht sie gerade für den Aufbau einer eigenen, unabhängigen Volkswirtschaft, man hat keine eigenen Techniker, Verwaltungsbeamte und sonstige unbedingt erforderliche Fachkräfte, zu deren Heranbildung viele Jahre erforderlich sind. Man benötigt also Rat und Kapital der Fremden, aber man verjagt sie trotz dieser mitunter ganz klaren Einsicht“ (a.a.O., S. 329).



Sachsens die bewährten englischen Maschinen, oftmals sogar unter Anleitung englischer Mechaniker. Viele Engländer, die an dieser Tätigkeit Geschmack fanden, ließen sich derart in verschiedenen Teilen Deutschlands nieder. Es dauerte allerdings nicht lange, bis Deutschland eigene Leute ausgebildet hatte, die es in der heimischen Industrie effektiv einzusetzen oder sogar seinerseits ins Ausland zu schicken vermochte. Dadurch wird das Verdienst der zahlreichen britischen Experten, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren Fachkenntnissen, ihren verschiedenen Maschinen und nicht zuletzt ihrem Kapital Wesentliches zur ökonomischen Entwicklung Deutschlands, wie auch Belgiens und generell Europas und auch Amerikas, beigetragen haben, keineswegs geschmälert, sondern im Gegenteil unterstrichen. Seit jeher sind ja Händler, Betriebsleiter, Buchhalter, Ingenieure und gelernte Arbeiter aus ihren Ursprungsländern ausgewandert und in die in einen Prozeß ökonomischer Entwicklung einbezogenen Gebiete der westlichen Welt und der Kolonien gezogen, um dadurch wesentliche Anstöße zur ökonomischen Entwicklung und zum sozialen Wandel zu vermitteln. Beispiele liefern, außer den früher erwähnten, nicht allein die mittel- und osteuropäischen Länder, der französische Teil Kanadas und der Süden der Vereinigten Staaten von Amerika, sondern ganz besonders die Sowjetunion, die sich nach 1917 sehr wohl die Hilfe fremder Experten auf vielerlei Gebieten durch besondere Besoldung und Behandlung und mancherlei Privilegien zu sichern wußte, obschon sie heute durch eine politisch vergiftete Propaganda die jetzigen Entwicklungsländer an der Nutzung von Fremden und damit einer beschleunigten ökonomischen Entwicklung zu hindern sucht.

Über die große Bedeutung, die Fremde generell für die verschiedensten Länder in den entsprechenden Stadien ihrer historischen Entwicklung für den ökonomischen — und vielleicht sogar für den sozialen und kulturellen — Fortschritt ihrer Gastländer besessen haben, kann daher gar kein Zweifel herrschen. Um so bedauerlicher ist es, daß die Rolle des Fremden im Prozeß der ökonomischen Entwicklung immer noch vielfach verkannt wird. So muß es geradezu als paradox betrachtet werden, daß sich der einschlägige Expertenbericht der Vereinten Nationen gar die Auffassung, Fremde seien in den Entwicklungsländern insbesondere auf dem Arbeitsmarkt nach Kräften auszuschließen<sup>33</sup>, zu eigen gemacht hat. Angesichts dieser, nur rein vordergründige ökonomische Faktoren in Betracht ziehender und nur quantitativ ökonomische Daten wägender Auffassung, kann es dann freilich nicht mehr Verwunderung, sondern nur noch Bedauern erre-

<sup>33</sup> Vgl. United Nations: Measures for the Economic Development of Under-Developed Countries, New York 1951. Insbes. S. 32.

gen, wenn die Rolle des Fremden gerade von den politischen Instanzen der Entwicklungsländer zumeist noch nicht richtig eingeschätzt wird. Insbesondere die Kapitalakkumulation des erfolgreichen fremden Unternehmers wird oftmals unter dem Einfluß einer zweckgerichteten auswärtigen politischen Propaganda, wie wir uns bei verschiedenen Anlässen überzeugen konnten, nicht ohne Mißgunst häufig als Produkt eines als „Ausbeutung“ deklarierten Prozesses bezeichnet, der weder definiert noch dessen ökonomischer Sinn begriffen wird. Nationalistische Empfindungen, wie sie im Anfangsstadium eines ökonomischen Entwicklungsprozesses gerade auch bei uns in Europa ein vertrautes Phänomen waren und vielleicht sogar als vorübergehende Spielart einer Leistungsideologie zur Entbindung der erforderlichen ungeheuren Arbeitsenergien unerläßlich sind, verwirren hier nur allzu leicht die Urteilsfähigkeit.

Aus den gleichen Gründen wird deshalb in den Entwicklungsländern auch häufig Anstoß an denjenigen Einkommens- und Vermögensproportionen genommen, die Fremde — oftmals zur Unterstützung armer Verwandter — in ihre Heimatländer überweisen, wobei nur der Kapitalabfluß aus dem betreffenden Gastland, zu dessen Entwicklung generell und zu dessen Kapitalakkumulation speziell sie oftmals einen hervorragenden Beitrag leisten, gesehen wird. Der Protest gegen die fremden „westlichen“ Einflüsse verbindet sich dabei in einer komplizierten und widersprüchlichen Weise mit der Tendenz, gerade den Westen nachzuahmen. „Gewünscht werden moderne Institutionen und nicht moderne Ideologien, moderne Macht, aber keine modernen Zwecke, moderner Reichtum, aber keine moderne Weisheit, moderne Güter, aber kein modernes Können<sup>34</sup>.“ Zur Lösung dieser Widersprüchlichkeit vermöchte aber gerade der Fremde beizutragen. In der Diskussion über diese Fragen in den Entwicklungsländern werden jedoch stets inadäquate politische Akzente gesetzt und die Aufmerksamkeit fast immer auf die an sich unbezweifelbare Tatsache konzentriert, daß zumindest einige dieser Fremden mit den Einheimischen konkurrieren. Die komplementäre Natur der Aktivität dieser Fremden, über die wir uns im Vorausgegangenen vergewisserten, zu derjenigen der großen Mehrheit der einheimischen Bevölkerung, aus der ein Effekt resultiert, den die partikularen Kontingente dieser Komplementarität für sich allein niemals hätten erringen können, wird dabei zumeist übersehen. Die vorliegende Untersuchung würde es sich daher als Verdienst anrechnen, wenn sie zu dem wichtigen Verständnis der Rolle, die der Fremde in den Entwicklungsländern zu spielen berufen ist, einen klärenden Beitrag liefern könnte.

<sup>34</sup> Daniel Lerner: Die Modernisierung des Lebensstils. Eine Theorie. In: *Heintz*, a.a.O., S. 103—108.